Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 15

Artikel: Drei Mütter
Autor: Siebel, Johanna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669917

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

An der Beresina.

Aus den Lüften schrillte krächzender Rabenschrei.
Stöhnend wankten die hungrigen Heere vorbei.

Der Wald war starr. Der Schnee war weich und tief.
Wer gestern gelacht, war heute stumm und schlief.

„Die Schweizer halten den Wald von Stachow [besetzt,
Bis über den Fluß die große Armee gesetzt!"

Im Walde von Stachow, in Schnee und Pulver= [dampf,
Die roten Schweizer kämpfen den Todeskampf.

Schwarz das Gesicht. Die Finger starr und steif.
Im Barte glänzt der eisige Morgenreif,

Die Kugeln irren klagend von Baum zu Baum.
Zehn gegen einen. Die Schweizer achten es kaum.

„Was soll das Gemurmel? Was stehen die Leute [umher?"
„General, wir haben keine Patronen mehr.

Doch haben wir Arme, drin rollet Schweizerblut.
Wir möchten stürmen." Er nickte und lachte: „Nun [gut!"

Vor die jubelnden Glieder sprang der Trommler [hervor.
Eine Kugel traf ihn ins Kinn, eine Kugel ins Ohr.

Aus der zweiten Kolonne springt der Hauptmann [herbei.
Er faßt die Trommel mit lautem Freudenschrei.

„Vorwärts zum Sturm!" Die Schlägel hüpfen [behend.
Der Wirbel sprang jauchzend über das Regiment.

Durch die roten Glieder fuhr ein zuckender Blitz.
Die Fäuste sind hart, die Bajonette sind spitz.

Vergessen der Hunger im wirbelnden Schlachten= [gebraus.
Sie warfen den Feind aus dem starrenden Walde [hinaus.

Im Walde von Stachow, im Schnee und Pulver= [dampf,
Die roten Schweizer kämpfen den Todeskampf.

Der Feind kam wieder zum zweiten und dritten Mal,
Und wieder schlug der Trommler das Sturmsignal.

Sie warfen ihn wieder, sie taten die eiserne Pflicht.
Doch die roten Reihen, die wurden dünn und licht.

Als der Abend sich in den frierenden Bäumen verfing,
Nicht mancher war's, der zur letzten Sammlung ging.

Doch die Pflicht war getan. Gerettet die große Armee.
Die roten Schweizer schliefen in Eis und Schnee.

Hans Rhyn.

Drei Mütter.

Von Johanna Siebel.

In einem engbrüstigen, alten Hause Münchens sitzt eine Malerin. Lena Wichert hat die Staffelei dicht an das einzige Fenster gerückt und müht sich, einen köstlichen Strauß langstieliger Nizzarosen auf der Leinwand festzuhalten.

Sie beschaut von Zeit zu Zeit mit kritischen Blicken ihr Werk und murmelt sehnsüchtig: „Ich möchte so, daß ihr in eurer Schönheit erständet! Ach, ich hätte endlich einen Erfolg nötig. Wenn ich das Bild gut verkaufen könnte! Wenn die entsetzliche Not mich nicht mehr so fürchterlich umkrallte! Dann bekämst du ein Winterkleidchen und ein Wintermäntelchen, mein kleines Kind, weißt du, solch ein dickes, flauschig weiches, das umschmiegte dir so warm die Glieder, Liebling, du!" — Lena hatte Pinsel und Palette sinken lassen. Immer betörender entführen ihre Hoffnungen sie der Gegenwart: „Wenn ich dann gut verdiene, so hole ich dich im Frühling zu mir, und irgendwo, weit von allem, was Menschennot und Menschenbitterkeit heißt, da hege ich dich und herze ich dich, mein Holdes, mein Süßes du, mein kleines Kind! Ach! Kein Mensch ahnt, wie sehr ich nach dir verlange!"

Lenas flüsterndes Selbstgespräch wird unterbrochen durch ein Klopfen an der Türe.

Die Hauswirtin tritt ein und überreicht Lena einen Brief: „Fräulein, der ist eben angekommen, da habe ich mir gedacht, ich bringe ihn sofort, weil sie och schon so lange auf einen Brief warten."

Gutmütig blickt die Hauswirtin auf Lena und entfernt sich.

Lena legt die Palette hin. Sie dreht das Licht an und beschaut unschlüssig den Brief. Er trägt den Firmenstempel einer berühmten Münchener Kunsthandlung. Lena zaudert, ihn zu öffnen. Die nächste Minute kann sie jauchzen machen oder verzweifeln.

„Aber es könnte auch einmal zur Freude sein!" flüstert Lena und eröffnet den Brief.

Während des Lesens überzieht ihr Gesicht eine tiefe Enttäuschung. Erbleichend lehnt sie sich zurück auf dem kleinen Stuhl und starrt mit trostlosen Augen zur Zimmerdecke.

Der Geschäftsführer der Kunsthandlung ersucht Fräulein Lena Wichert höflich, die Bilder, die sie zum Verkauf ausgestellt hat, zurückzuziehen, da sich nach Ablauf der vereinbarten Frist keine Käufer für dieselben gezeigt haben.

Lena krampft die Hände ineinander. „Und ich hatte so sicher auf einige feste Bestellungen gerechnet!" stößt sie wild hervor. „Ich sah es als solch ein Glück an, daß meine Bilder in diesem bedeutenden Geschäft angenommen wurden. Was nun! Herr Gott! Was nun?"

Verstört preßt Lena die geballten Fäuste an die Stirne. In irrem Fragen schaut sie umher: „Was nutzt es, daß ich mich mühe von früh bis spät!? Was nutzt es, zu malen bis zur Erschlaffung, bis zum völligen Nichtmehrkönnen, wenn niemand mir die Sachen abkaufen will! Ach! Alles ist so grenzenlos vergebens, und wenn ich mir den letzten Blutstropfen herauspressen wollte!"

Ein haßerfüllter Blick streift die bleichen Rosen auf der Staffelei. „Ich m u ß doch Geld haben. Dir soll nichts mangeln! Es kommt der erste, der Zahltag, — ja, wenn sich aus Herzblut Geld prägen ließe! Dann, Kindchen, dann!"

Lena hat sich erhoben. Wie ein gehetztes Wild läuft sie in dem Raume auf und ab. Ihre Arme recken sich in die Höhe: „Was soll ich nur tun? Du lieber, guter Herrgott, was soll ich nur tun? Sie sagen, du seiest die Barmherzigkeit!"

Erschöpft sinkt Lena in die Knie, sie neigt den Kopf auf den harten Holzrand des Stuhles. Von Zeit zu Zeit zuckt ihr Körper in stummer Not. Endlich richtet sie sich auf. „Und wenn ich es doch täte? Wenn ich es zu deinem Segen täte? Aus Herzblut Geld prägen? Mein Kind, mein Mädchen du!"

Zerrend greift Lena in ihr schweres dunkelbraunes Haar. In wilder Verzweiflung schrillt ihre Stimme: „Oh, wie versucht ihr mich, ihr unsichtbaren, furchtbaren Mächte! Das kann doch eine Mutter nicht!"

Völlig ermattet sinkt Lena zusammen und flüstert: „Der Doktor schreibt, die Frau sei reich und fromm und gut und sehne sich, meinem Kinde Mutter zu sein! — Aber dann soll ich dich nie mehr küssen? Dann soll ich keinerlei Rechte mehr auf dich haben? Dich nie mehr sehen?" Lena fährt jäh empor und breitet weit und leidenschaftlich die Arme: „Im Wüstenbrand der Wanderer darbt nicht mehr nach Labung, als ich nach dir! Und soll dich niemals wiedersehen, so lang das Leben auch sein mag? Und lechze doch nach dir wie der Blinde nach Sonne! Mein Kind! Mein Dasein du! Du Blut von meinem Blut! Du Teil von mir!"

Dunkel bohren sich die Blicke in das Licht. Stöhnender wird das Atmen der jungen Brust.

„Und wenn ich es dennoch täte? O, Mutter, Mutter, warum tatest du mir all dies? Warum ist diese ungeheure Kluft zwischen dir und mir. Dieser schreckliche, alle Daseinsschönheit verschlingende Abgrund?"

Harte Erinnerungen stürmen auf Lena ein. Ach, sie gedenkt des schreckenvollen Tages, da sie hingeschlichen ist zur Mutter: „Mutter, ich habe gefrevelt vorm Himmel und vor Dir. Ich habe ihn lieb gehabt, den Mann mit seiner großen Liebe zu mir, ich habe ihn groß und sündig lieb gehabt. Nun will ein Kind kommen, das wird keinen Vater haben, denn er ist der Mann einer anderen. — Um des unschuldvollen Lebens willen, Mutter, das sich regt in meinem Schoß, erbarme dich, Mutter!"

Die stolze Frau hat nicht Erbarmen gekannt und nicht Mitleid. Sie hat die Kniende mit dem Fuße fortgestoßen. „Ich habe nichts mit dir zu schaffen. Eine Dirne kenne ich nicht!"

Lena wurde das kleine väterliche Erbe ausbezahlt, und unter dem Vorwand, daß sie ihre Malstudien vertiefter betreiben solle, mußte sie so rasch wie möglich ins Ausland ziehen.

Dann kam die wilde Mutterpein, und dann die Not des Scheidenmüssens von dem so heiß und qualvoll Erkämpften.

Das liebliche kleine Mädchen wurde durch Vermittlung des Arztes bei einem Postangestellten untergebracht, der mit seiner kinderlosen Frau in der Vorstadt wohnte. Lena ist nach München gekommen, gewillt, in tapferem Ringen ihre Fähigkeiten bis zum äußersten zu spannen, bereit für ihre Mutterschaft: ihr Glück und ihre Sorgen. Lena arbeitete, damit ihr Talent ihr und dem Kinde Brot gebe zum Leben zu zweien. Lena lacht in ihren Erinnerungen hart und hohnvoll auf: „Ein herrlicher, ein sehr lustiger Erwerb der Malererwerb! Er läßt den Menschen verhungern und verdursten!"

Langsam tastet Lenas Hand nach dem Briefe des Kunsthändlers. Sie zerpflückt ihn in viele kleine Fetzen. Sie legt sich ihr Schreibzeug zurecht. Eine kleine Zeit blickt sie mit heißen Augen zaudernd auf das Papier und schreibt alsdann in jagender Hast, als brenne ihre Hand auf dem kühlen Blatt, einige Zeilen.

Als sie fertig ist, sagt sie voll unendlicher Weichheit mit einem unergründlichen Ausdruck von Leid und Liebe in den Augen: „Kind, mein liebes, liebes Kind! Ich sehe keinen anderen Ausweg mehr! Vergib mir!"

*

Der November lagert in kalten Wolken über der Stadt und hüllt die frohe Schönheit ihrer Ufergestade in trüben Dunst. Die Sonne ist unter den grauen Decken nur durch ein fahlgelbes, langsam emporstrebendes Fleckchen sichtbar. Die Luft streicht schwer durch die Straßen. Durch die holperigen Straßen der Vorstadt, deren stillose Häuserreihen mit ihren verschrobenen zwecklosen Zieraten grämlich in den häßlichen Vormittag starren, fährt ein Auto. Der Wagen hält vor einem der letzten Häuser. Der Chauffeur öffnet den Schlag und sagt: „Feldstraße zweiundfünfzig!"

Ein Herr von vornehmem Äußern steigt zuerst aus und ist dann zwei Damen behilflich beim Aussteigen.

In dem Gärtchen vor dem kleinen Hause stehen in den froststarren Erdschollen einige frierende, gelbe Chrysanthemen. Die beiden Frauen, Nora van Geldern und Lena Wichert, schauen nachdenklich auf die traurigen Blumen und streifen sich mit raschem, fragendem Blick. Es ist das Forschen zweier Seelen, die sich gegenseitig ergründen und in die verschwiegensten Tiefen schauen möchten.

„Wie lange haben Sie das Kind nicht mehr gesehen?" fragt Frau van Geldern schüchtern.

„Die Kleine war sechs Wochen," entgegnet Lena leise.

„Und nun ist das Kind ein Jahr?"

„Ja", nickt Lena, und wie sie das Staunen und Wundern im Antlitz der andern sieht, fährt sie schwer und spröde fort: „Die Reise ist weit und teuer; es war mir nicht möglich; und — und —", sie bricht hilflos ab.

Der Herr, der dem Chauffeur die Weisung gegeben, zu warten, naht den Damen. Sie treten alle drei in das kleine Haus.

In dem schmalen Flur sind verschiedene Türen; durch eine derselben klingt das heitere Trällern einer Frauenstimme und eines Kindes helles Jauchzen.

Der Herr klopft an.

Ein Bild voll unsäglicher Lieblichkeit bietet sich den unwillkürlich auf der Schwelle Zögernden dar. In dem sauberen Zimmer, vor einem von weißen Mullgardinen behängten Fenster steht ein junges blondes Weib, welches ein schönes Kind im Arme hält. In zärtlich kicherndem Kosen beugt sich die Frau über das kleine Geschöpf. Das Kind schnellt auf und nieder in frohem Spiel und streckt die zarten rosigen Händchen zappelnd und verlangend zu dem lächelnden Antlitz der Frau empor.

Fragend schaut diese die Eintretenden an. Über dem Schäckern mit dem Kinde hat sie das Klopfen gänzlich überhört. Als sie die Dame im grauen Reisegewand erblickt, fliegt heiße Betroffenheit über das offene Gesicht. Die Frau macht

Soldat der Schweizer Garde (um 1750).

einen Schritt vorwärts und stottert: „Fräulein Wichert?"

Lena Wichert nickt. Durstig trinken ihre Augen die Seligkeit des lieblichen Anblicks. Verlangend, wie der Gläubige nach mühevoller Wallfahrt, strebt sie näher. Plötzlich stockt ihr Fuß, und die Hände, die sich hungernd, unbewußt alles Übrigen dem blonden Kinde entgegengedehnt, sinken, wie vom scharfen Schlage getroffen, schlaff zur Seite. Sie gewahrt, daß Frau Nora die gleiche impulsiv vorwärts drängende sehnsüchtige Bewegung macht.

In müder Qual senkt Lena das Haupt. Das kleine Mädchen, das zuerst die fremden Gestalten verwundert beschaut, birgt auf einmal in scheuem Fürchten das blonde Lockengeringel an der Schulter der Frau, schlägt die runden Ärmchen um ihren Hals und lallt mit bittendem Stimmchen: „Ma—ma!"

„Ja, ja, Schatzi!" beruhigt die Frau in einem Tone, der die eigene Beklommenheit schlecht zu verhehlen vermag, „sei du nur still, mein liebes Schnuggi!"

Als das Kind das lichtblonde Köpfchen nur tiefer einnestelt, entschuldigt die Frau in erglühender Verlegenheit: „Es fremdet ein wenig, das Lotti, aber es ist doch gar ein Liebes, gell du?" Immer noch übermalt von flammender Verwirrung, deutet sie linkisch auf das mit einer gehäckelten weißen Sternendecke überzogene rote Ripssopha und stammelt: „Wollen Sie, bitte, Platz nehmen?"

Lena rafft sich mit Gewalt zusammen aus ihrer Versunkenheit und sagt leise: „Danke, Frau Schmidt!"

Mit steifen Bewegungen läßt sie sich neben Nora auf dem harten Sopha nieder.

Der Herr hat sich auf einen der blanken Holzstühle gesetzt und schlägt mit lässiger Gebärde den glänzenden Pelz zurück.

Jetzt nähert sich Frau Schmidt mit dem Kinde, das blinzelnd ein wenig das Köpfchen hebt, Lena, die aber wehrt erschrocken, mit allen Zeichen höchster Angst die Nahende ab, als fürchte sie das lichte Kind dort wie das brennende Feuer und sagt mühsam: „Wollen Sie sich, bitte, auch setzen, Frau Schmidt. Wir haben mit Ihnen zu sprechen! Wir kommen wegen der kleiden Charlotte; Frau van Geldern," Lena macht eine leicht vorstellende Armbewegung nach der Dame an ihrer Seite, „Frau van Geldern möchte, da ihr der Himmel eigene Kinder versagt, die Kleine an Kindesstatt annehmen. Wir sind gekommen, das Kind zu holen."

Frau Schmidt's Gesicht ist während Lenas Worten erblaßt. Instinktiv drückt sie das kleine Mädchen inniger an sich. Helle Tränen entstürzen ihren Augen, „Fräulein, liebes Fräulein, ich habe das Lotti lieh, wie ein eigenes — — weiß Gott, ich habe das eigene, das mir der Tod vor fünf Jahren genommen, um kein Härlein lieber gehabt. Das Lotti ist mir ins Herz gewachsen, wenn ich es auch nicht geboren. Fräulein, ich habe nie anders gedacht, als daß ich es behalten möchte mein Leben lang. Es hat mir zuerst ja „Mama" gesagt. Fräulein, liebes, liebes Fräulein, lassen Sie mir das Kind!"

Als Lena stumm bleibt, schluckt die Frau tapfer das harte Schluchzen herunter. In wilder Hast fährt sie fort: „Der Mann wird damit einverstanden sein, daß wir es für nichts behalten. Sicher, er ist ein Guter, er hat das Lotti auch lieb, recht sehr lieb. Wenn er heimkommt vom Dienst, müde wie er sein mag, er nimmt das Lotti auf den Schoß und nennt es „Schatzeli" und „Herzeli" und spielt mit ihm und läßt sich an den Haaren zausen; und ich fühle mich ja reich belohnt, wenn ich das Kind nur haben darf, das liebe, feine Geschöpfchen! Fräulein, sie stehen ja zuerst zu ihm, ich weiß es schon; so bitte ich denn: Nehmen Sie mir das Kind nicht! Lassen Sie mir das Kind!"

Frau Schmidt hat bis zum Schluß in einer fliegenden Erregung gesprochen.

Lena hat stumm mit verschränkten Händen dagesessen. Jetzt lächelt sie ein trübes Lächeln voll unendlicher Überlegenheit. Wie furchtbar kleinsichtig, wie furchtbar selbstisch spricht diese fremde Frau.

Das feine, wundersüße Kind da mit den sonnenstrahligen Härchen soll im Glanze des Reichtums aufwachsen, soll vom Guten das Beste und immer nur das Beste empfangen. Darum gibt sie es ja her. Alle Wege, alle Möglichkeiten der Zukunft sollen seinen schlummernden Gaben offen stehen! Um es in liebedurchtränkter, aber sorgenbitterer Armseligkeit aufwachsen zu lassen, dazu wahrlich brauchte sie nicht ihrer armen, gefolterten Seele das furchtbarste Opfer abzufordern. Darum brauchte sie nicht sich ihrer Mutterschaft und ihrer Mutterrechte zu berauben!

Ein rauher, arbarmungswürdiger Ton entringt sich ihrer Kehle, der die Anwesenden mitleidig aufschauen läßt. Lenas heiße Blicke suchen

am Boden. Zu ihrem Kinde hebt sie die Augen nicht.

Herr van Geldern, in der Absicht, der quälenden Situation um jeden Preis ein Ende zu machen, fragt jetzt in kühlem, geschäftsmäßigem Tone: „Sie sind also gewillt, Fräulein Wichert, sich auf immer aller und jeglicher Rechte auf das Kind zu entäußern?"

„Ja", würgt Lena hervor.

„Ich möchte so sehr, daß Lotti einmal zu mir kommt!" bittet jetzt Frau van Geldern. Ungewollt sind ihr die schüchternen Worte entschlüpft.

Frau Schmidt's Gesicht ist von neuem tränenüberströmt. Wortlos überreicht sie das Kind der Dame mit den blauen verlangenden Augen.

In wunderbarer Verklärung schaut Frau van Geldern auf das Kind: „Himmelslichtchen du, Gott allein weiß, wie ich mich nach dir gesehnt habe! Wie zum Segen haucht sie einen Kuß auf die Stirne des Kindes. „Ich will dich lieben, als hätte mein Schoß dich getragen, als hätte ich dich geboren."

Erstaunt schaut Lotti zu der Dame empor, aber nachdem das Kind eine kleine Zeit verwundert das fremde Antlitz betrachtet, strebt es zurück zu Frau Schmidt: „Mama — Ma — ma", ruft es suchend.

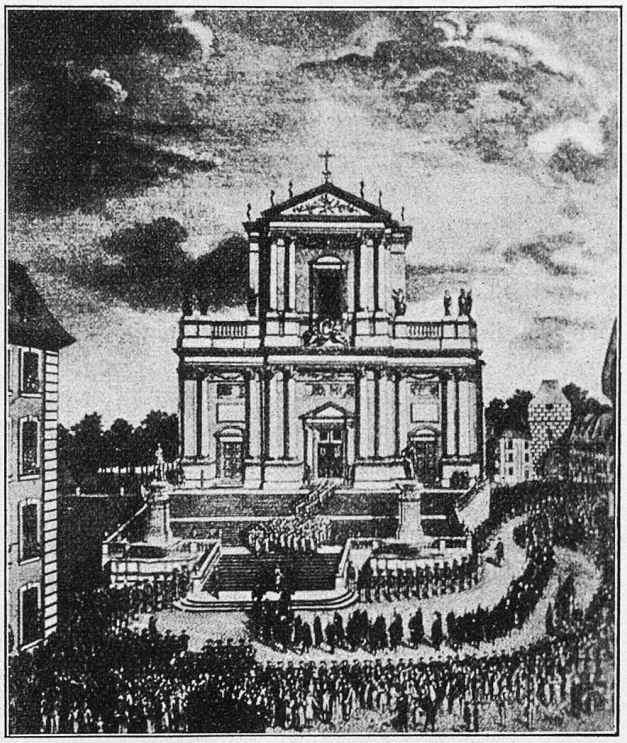
Eine triumphierende, fast feindselige Genugtuung blitzt auf in Frau Schmidt's offenem Gesicht: „Ja, ja, Lotti, Mama hält dich schon, wer wird auch Mama ihr Schatzeli nehmen wollen! Nein, das gibt es nicht, sicher."

Lena erhebt sich und stellt sich schwerfällig an das Fenster. Gemartert schaut sie in den häßlichen Tag. Warum dehnt man diese Folter bis zur Unerträglichkeit? Wieder liegt das lähmende Schweigen auf den Frauen, auf diesen drei Frauen voll Mütterlichkeit, von denen jede das Kind in Sehnsucht und Liebe am Herzen halten und immer behalten möchte!

Abermals unterbricht Herr van Geldern den schweren Bann: „Es wäre jedenfalls am besten, Frau Schmidt, wenn Sie das Kind sofort fertig machten, der Wagen wartet vor dem Hause. Wir würden Ihnen dankbar sein, wenn Sie mit uns zum Hotel fahren könnten. Die Kleine möchte unruhig werden unterwegs. Bist du einverstanden so, Nora?"

„Ja, Lieber," sagt die Angeredete.

Frau Schmidt schaut mit flehendem Blick auf Lena; „Fräulein Wichert!" stammelte sie. Eine ergreifende Bitte ringt in der Stimme.



Erneuerung der schweiz.-französischen Militärallianz.

Unter feierlichen Glockenklängen hielt am 23. August 1877 die französische Gesandtschaft ihren Einzug in die Kirche von Solothurn, wo ein beide Länder gleichmäßig verpflichtendes Defensivbündnis zur Signatur gelangte. Militärkapitulationen zwischen der Schweiz und Frankreich bestanden schon seit Jahrhunderten.

Lena dreht steif, in erschütternder, erbarmungswürdiger Müdigkeit das Haupt: „Tun Sie, wie der Herr sagt, Frau Schmidt", entgegnet sie tonlos und spricht dann in bleierner Einförmigkeit: „Das Vaterlose soll nun einen Vater haben und wird einen ehrlichen Namen tragen. Niemand wird ihm die Unehre seiner Mutter vorhalten und daß es in Schanden geboren. Ein Teil der Sünde wird erblassen, und der strafende Gott wird die Schuld der Mutter an dem Kinde nicht heimsuchen. Und nackte Sorgen wird es nicht kennen, und — das Kind ist ein Mädchen, und es wird einen Vater haben."

In tiefer, sich verwirrender Erschöpfung schließt Lena mit dem Anfang, als dem schweren, einschneidenden Grundton das Ende ihrer erbarmungswürdigen Erklärung.

Dann wendet sie das todblasse Gesicht mit den großen sonderbaren Augen von neuem zum Fenster. Sie wagt nicht, das Kind anzusehen. Eine undeutliche Furcht durchschüttelt sie, der Brand ihrer Blicke könne sich dem zarten Wesen dort eingraben, so daß die dunkle Erinnerung dieser

schwarzen Stunde, da seine Mutter kam, nahm und opferte, seine Seele nicht ließe sein Erdenleben lang.

Lena preßt plötzlich die Hände an die dumpf brausenden Ohren, sie macht eine scheue Bewegung, als ob sie fliehen möchte. Was geht auch sie dies alles an? Sie, die Fremde, die nicht dazu Gehörende, die Verfemte und Verdammte, die Mutter, die nicht Mutter sein darf! — In ihrer Seele hallen auf einmal die fluchenden Worte derer, die sie geboren. Sie schlägt die Hände vor die Augen, und in furchtbarer Klage und Anklage entringt es sich ihrem Munde: „O, Mutter, warum hast du mir das getan?"

Jäh wendet sie sich in die Stube zurück, unfähig, die schreckliche Marter länger zu ertragen.

Sie reicht Frau van Geldern die eisig kalte Hand und sagt mit harter Stimme: „Ich will zu Fuß in die Stadt zurückkehren. Sollten wider Erwarten noch nicht alle Formalitäten erledigt sein, so wollen Sie sich weiter an Doktor Heinz wenden, er hat meine Vollmacht."

Sie wendet sich zu Frau Schmidt und sagt leise: „Ich danke Ihnen, Sie Gute."

Auf das wortlose Flehen der Frau hat sie nur ein traurig verneinendes, müdes Abwehren. Vor dem Kinde bleibt sie einen Augenblick stehen, umfängt es mit tiefem, wundersamem betendem Blick und streicht ihm sacht, mit erschauernden Händen über die goldigen Härchen: „Aller Segen, alle Barmherzigkeit, alle Liebe des Himmels und der Erde, über dich, du Kleines, du Reines," flüstert sie.

In Noras Augen verdrängt die träumende Seligkeit ein tiefes Erbarmen. Sie schlingt auf einmal in schwesterlicher Innigkeit die Arme um Lena und küßt ihr die brennende Stirne: „Es soll ihm an nichts mangeln, Liebe, ich will mit meinem Leben und mit meiner Seele für es einstehen, so wahr mir Gott helfe, dem ich dereinst für dieses Pfand die Rechenschaft muß geben."

Einen Augenblick ist es, als wolle Lena unter Noras Umarmung und ihren innig schwörenden Worten zusammenbrechen, als wolle die Verzweiflung ihr Wesen zerreißen und schluchzend aufschreien. Doch ihre zum Tode wunde Seele trägt nur einen dunklen Seufzer über die Lippen. Sie macht sich los aus der Umarmung und legt hastig die Hand in die ehrerbietig dargebotene Hand Herrn van Gelderns. Sie wendet sich schnell und schreitet zur Tür.

*

Die kalte Luft des Novembertages kühlt das glühende Sengen ihrer Augen, kühlt das wehende Blut ihrer Wangen. Das Elend ihrer Seele, die soeben am Brandaltar — zu dem ihre Schuld die Scheite gespalten und ihre grenzenlose Mutterliebe die Flamme entzündet — dem gewaltigen Richter alles Lebens und aller Fehler, als Sühne ihre Mutterschaft dargebracht, dieses nicht zu ergründende Elend kühlt er nicht, das glüht weiter in wesenverzehrendem Feuer.

Heulend fauchen die Novemberstürme über das Land. Sie besiegen die letzte Kraft der Kreatur. Sie brauen die Nebel zu schweren Ballen zusammen, der Sonne Stellung ist am hohen Mittag durch kein fahles Fleckchen mehr sichtbar.

Verlornes Mädchen.

Die Blumen in meinem Garten,
Sie geben so trübes Licht!
Ihre Seelchen sind alle ausgelöscht.
Meine Mutter weiß es nicht.

Die Schwalben zwitschern so bänglich,
Ich berge mein Angesicht,
Der lautere Tag wird mir zur Nacht.
Meine Mutter weiß es nicht.

Kein Lufthauch, der nicht erzählte,
Was laut die Stille spricht:
Wo bist du, du zarte, du heilige Zeit?...
Meine Mutter weiß es nicht.

Alfred Huggenberger.

„Bitte Mutter, sag es nicht dem Vater!"

Wenn das Kind verspätet von der Schule heimkommt, wenn es eine Strafarbeit zu machen hat, wenn es irgend etwas angestellt, etwas gebrochen oder verloren hat, wenn also eine größere oder kleinere Schuld auf seinem Herzen liegt, dann kommt es oft gequält von seinen Lippen: „Bitte